



KIRCHLICHE BLÄTTER

MONATSSCHRIFT DER EVANGELISCHEN KIRCHE A.B. IN RUMÄNIEN

35. (73.) Jahrgang, Nummer 11

November 2007

Thema des Monats:

Elisabeth von Thüringen

Die „Heilige Elisabeth“ wird 800 Jahre alt. Auch wir evangelischen Christen feiern mit. Warum? Wir verehren keine Heiligen, wir „rufen“ sie nicht an. Doch wir sehen sie als Vorbild für ein christliches Leben. Diese einleuchtenden Worte stehen auf der Internetseite des „Elisabethjahres“ (www.elisabethjahr-online.de) der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland.

Landesbischof Christoph Kähler schreibt: „Elisabeth von Thüringen ist für uns aktuell, anstößig und im Wortsinne evangelisch. Denn sie richtet sich nach dem Evangelium. Sie schließt sich der kirchlichen Protestbewegung an; geht zu den Ärmsten der Armen.“

Nicht in allen Dingen ist ihr zu folgen. Vieles bleibt fremd. ... Doch das Wichtigste ist ihre Frage an uns: Was tut ihr heute für die Ärmsten? Seht ihr Christus in ihren Gesichtern? Die im Abseits stehen, sollen darum in den Mittelpunkt rücken: alte Menschen, Kranke, Pflegebedürftige, Sterbende. Auch Arbeitslosigkeit und Armut sind ein Thema in unserer Nähe und in der Welt.“

Dass das Elisabethjahr ökumenisch gefeiert wird, ist ein ermutigendes Zeichen in Zeiten, da manches in der Ökumene still zu stehen scheint.

„Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst.“ (Lukas 23, 42)

Aus dem Inhalt:

Elisabeth von Thüringen – eine Frau geht ihren Weg in einer von Männern gelenkten Welt	3
Brot und Rosen	4
Selbstvertrauen und Gemeinschaft	5
Paul Gerhardt (VIII): Wenn ich einmal soll scheiden	6
Nachlese zur EÖV3	7

(Titelfoto: Holzgerüst in der Meschener Kirche)

Seht auf und erhebt eure Häupter

„Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“ (Lukas 21, 28b) Können wir die Worte hören? Können wir ihnen nachkommen? Du, der du noch dem Bann einer dunklen Stunde verhaftet bist. Oder du, der du der Panik zu verfallen drohst. Und du, dem der Lebenshorizont immer enger wird.

Mithin wir alle, die wir erfahren müssen, dass der Tod mitten ins Leben greift. Schon vor dem Ende sterben wir viele „kleine Tode“, die uns bittere Abschiede aufzwingen. „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfungen“, weiß ein alter Hymnus. Zuweilen wird es uns erschütternd bewusst. Und nun dennoch: Das Haupt erheben, in gespannter Erwartung dem Komenden entgegenzusehen? Können wir das?

Könnten wir es, dann lebten wir tatsächlich im Advent. Denn Advent ist die Zeit der Erwartung. Keiner passiven oder gleichgültigen, sondern einer höchst aktiven, den Blick und alle Sinnen schärfenden Erwartung: Christus, der Herr, wird kommen! Klein und als ein Kind wird er kommen. Und so wird er bezeugen, dass der Gott in der Höhe auf seine Erde niederkommen will. „Seht auf und erhebt eure Häupter ...“

Nicht immer gehen wir erhobenen Hauptes durchs Leben. Wann senkt der Mensch sein Haupt?

Er tut es, wenn er trauert. Am Grabe, beim bitteren letzten Abschied, da sind wir niedergeschlagen, wie es ein Mensch nur sein kann. Wenn das Kind, das wir liebten, wenn die Schwester, um die wir uns sorgten, wenn der Partner, mit dem wir lebten, wenn die Eltern, die wir verehrten, nur noch beweint werden können, dann wird der helle Tag so trostlos wie die finstere Nacht. Dann verschwimmt die Wirklichkeit hinter dem Schleier der Traurigkeit.

Wann senkt der Mensch sein Haupt? Er tut

es, wenn er sich schämt. Wenn er zum Beispiel die zutiefst beunruhigende Erfahrung gemacht hat, dass er sich auf sich selbst nicht mehr verlassen kann.

Und damit ist jetzt nicht die Erfahrung gemeint, dass ich mir selber einen Streich spiele. Das tun wir alle hin und wieder. Doch am Ende kann man darüber lachen. Nicht so, wenn es Grund gibt, mich zu schämen: vor mir selbst, vor anderen, vor Gott. Die Scham sitzt tief. Sie hüllt sich in Schweigen. Da geht man einander aus dem Weg und kann sich nicht mehr ins Gesicht sehen.

Wann senkt der Mensch sein Haupt? Er tut es, wenn er müde wird. Freilich, keine Müdigkeit gleicht der anderen. Nach jeder rechten Anstrengung wird der Mensch müde. Doch wer erschöpft ist, der schläft sich aus und gewinnt schlafend neue Kraft. Mit der aufgehenden Sonne erwacht der neue Lebensmut.

Aber es gibt auch eine Müdigkeit der Seele, der keine Sonne aufgeht. Welchen Grund kann ein Mensch denn finden, sein Haupt zu erheben?

„Kopf hoch!“ Eine missverständliche Aufforderung. Sie kommt oft mit falschem Zungenschlag daher, überspielt eigene Hilfslosigkeit. Trotzdem kann und muss es gesagt werden: Kopf hoch! Weil deine und meine Erlösung naht, kann unser Blick eine neue Ausrichtung erhalten.

Sterben und Tod sind Teil unseres Lebens. Aber der Glaube sieht tiefer. Er sieht auch in Abschied und Loslassen Gottes Leben am Werk. Und so kehrte Martin Luther die Aussage des Hymnus um: „Mitten im Tod sind wir vom Leben umfungen.“ Im Sterben ein Neuanfang, im Tod das Leben.

Deshalb: Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.

Dr. Michael Kuch

RUNDSCHAU



Bischof D. Dr. Christoph Klein 70

Der Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien (EKR), D. Dr. Christoph Klein wird am 20. November 70 Jahre alt. Er leitet eine Kirche, die seit der politischen Wende von 1998 durch die anschließende massive Auswanderung der Evangelischen aus Rumänien einen Wandel von einer Volkskirche zu einer Diasporakirche erlebte und nun rund 14 500 Mitglieder zählt. Die EKR ist zwar eine kleine Kirche, aber ihre Bedeutung und Wirksamkeit blieb trotz aller Wandlung erhalten. Die letzten 17 Jahre im Leben der Kirche sind nicht nur von Verlusten, sondern auch, im Anbetracht der Aufgaben und Betätigungsfelder, von einem Aufschwung gekennzeichnet.

Bischof D. Dr. Christoph Klein legt in seiner Arbeit Gewicht auf die Neustrukturierung der Kirche, auf ihre geistlich-theologische Ausrichtung, den diakonischen Dienst, die Bewahrung des Kulturerbes und die Pflege der Beziehungen zu anderen Kirchen. Bischof Klein, der auch Vizepräsident des Lutherischen Weltbundes und Vizepräsident des Ökumenischen Vereins der Kirchen in Rumänien AIDRom ist, ist ein gefragter Partner im ökumenischen Dialog und im Gespräch mit Vertretern von Gesellschaft und Politik. Bischof Klein ist Autor mehrerer Predigtsammlungen sowie theologischer Bücher zu Themen wie Versöhnung, Gebet, Ökumene und über das Leben der Evangelischen Kirche in Rumänien.

Christoph Klein wurde 1937 in Hermannstadt geboren und ging da zur Schule. Er studierte Theologie in Klausenburg und Hermannstadt, dazu kamen spätere Studienaufenthalte in Oxford, Cambridge und London. Bischof Klein erwarb den Titel des Doktors der Theologie an dem Protestantisch-theologischen Institut

in Klausenburg (1969) und ist Ehrendoktor der Universität Wien (evangelische Theologie, 1990).

Von 1964 bis 1968 war Christoph Klein Gemeindepfarrer im Kronstädter Bezirk, 1964–1968 Pfarrer und 1972–1976 Stadtpfarrer von Hermannstadt. Von seiner ersten Ehefrau Marlene, geb. Wermescher (†1985) hat er drei erwachsene Kinder. Seit 1993 ist Christoph Klein mit Gerda, geb. Klöckner, verheiratet.

Als Professor für Systematische Theologie hatte Dr. Klein ab 1976 den Lehrstuhl an der deutschsprachigen Evangelisch-theologischen Fakultät in Hermannstadt, wo er 1968–1972 als Lektor gewirkt hatte und deren Dekan er in der Zeitspanne 1978–1986 war. 1982 wurde Christoph Klein zum Bischofsvikar der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien gewählt, 1990 folgte er an der Spitze der EKR seinem Vorgänger Bischof D. Albert Klein. *kbl*

Neuer Sitz der Evangelischen Theologie

Hermannstadt. Am 7. Oktober 2007 wurde in feierlichem Rahmen das Studienjahr 2007/2008 eröffnet und der neue Sitz des Departements für protestantische Theologie eingeweiht, der sich bereits seit letztem Studienjahr im Gebäude des ehemaligen evangelischen Lehrerseminars (Schewisgasse/Bd. Victoriei 40) befindet, das der Kirche rückerstattet worden und auf Beschluss des Landeskonsistoriums der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien in aufwändiger Arbeit renoviert worden ist.

Die Mittel für dieses Großprojekt kamen von mehreren Spendern, unter denen besonders die Gemeinnützige Hermann-Niermann-Stiftung aus Düsseldorf zu nennen ist sowie die Evangelische Kirche von Westfalen, das Gustav-Adolf-Werk, die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, die Evangelische Landeskirche in Württemberg, das Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und evangelischen Banater Schwaben und der Martin-Luther-Bund.

Im Eröffnungsgottesdienst predigte Bischof D. Dr. Christoph Klein. In der anschließenden Feier, geleitet von Dekan Dr. Hans Klein, würdigten mehrere Gäste das Ereignis in ihren Ansprachen, darunter der Vertreter des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes und zugleich des Martin-Luther-Bundes, Dr. Andreas Wöhle, und der Vorsitzende des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, Bürgermeister Klaus Johannis. Über die Instandsetzungsarbeiten am Gebäude sprach Hauptanwalt Friedrich Gunesch.

(Mehr in den nächsten Kirchlichen Blätter.)

Zentrum des Luthertums

Hannover. In der Lutherstadt Wittenberg soll zum Reformationsjubiläum im Jahr 2017 ein Zentrum des Luthertums entstehen.

Dafür werden die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) und der Lutherische Weltbund (LWB) die Einrichtung einer Pfarrstelle unterstützen. Angestrebt wird eine enge Zusammenarbeit mit dem Deutschen Nationalkomitee des LWB und dem Zentrum der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Amerika (ELCA). Außerdem sei eine Kooperation mit einer von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Wittenberg geplanten Stiftung beabsichtigt. *epd*

Preise für 2008

Jahresabonnements für die Kirchlichen Blätter für 2008

Inland:

– über die Bezirkskonsistorien oder Pfarrämter: 12 Lei

– Mit Postzustellung: 24 Lei

Ausland:

– 40 Lei (Einzahlung im Kassenamt)

– 12 Euro (über das Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und Evangelischen Banater Schwaben im Diakonischen Werk der EKD e.V.)

Evangelischer Wandkalender 2008

Erhältlich ab 1.12.2007 im Kassenamt des Landeskonsistoriums und in den Pfarrämtern. Das Schmuckbild zeigt die evangelische Kirche in Großschenk (Foto: Christian Drăghici, Druck: Honterus). Lei 2,50.

Zweisprachiges Gesangbuch mit Katechismus

Gesangbuch für die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien/Carțe de Cântări pentru Biserica Evanghelică C.A. din România. Es enthält eine große Auswahl von Liedern für alle Sonn- und Feiertage (aus dem Evangelischen Gesangbuch der EKR von 1979) und auch den Kleinen Katechismus von Dr. Martin Luther (deutsch und in rumänischer Übersetzung). Verlegt bei hora Hermannstadt, Lei 20.

Elisabeth von Thüringen

Eine Frau geht ihren Weg in einer von Männern gelenkten Welt

Man weiß nicht genau, wo Elisabeth geboren wurde, und wo sich ihre Gebeine befinden, weiß man auch nicht. Legenden und Tatsachenberichte durchdringen einander.

Jedoch: Auch nach 800 Jahren fasziniert die jung verstorbene thüringische Landgräfin durch ihre Hingabe an die Kranken, durch ihre Leidenschaft für den Glauben, durch ihre Liebe.

König Andreas II. – der Vater

Der Lebensweg der strahlenden Frauengestalt, auf deren goldenem Totenschrein später „*Gloria Theutoniae*“ eingraviert stand, wurde maßgeblich von Männern bestimmt. Das begann bereits bei ihrer Geburt.

Sie kam als Prinzessin zur Welt. Ihr Vater war Andreas II. (1177–1235), König von Ungarn. Er ist den Siebenbürger Sachsen durch das Andeanum, den „Goldenen Freibrief“ von 1224 bekannt, in dem die Rechte der Siedler in Siebenbürgen festgeschrieben wurden. Elisabeths Mutter war die Königin Gertrud (1185–1213), verwandt mit den Grafen von Andechs.

Als Geburtsjahr gilt 1207, spätere Quellen nennen den 7. Juli als Geburtstag. (Geboren am Siebenten des Siebenten im Jahre Sieben – und dazu der Vorname „Eli“ – „Sabbat“, „Gott“ und „Sieben, Fülle, Perfektion“, mit der Bedeutung „Gott ist vollkommen.“) Der Geburtsort könnte Sárospatak in Ungarn sein oder aber Preßburg/ Bratislava in der heutigen Slowakei.

Doch Elisabeth blieb nicht lange bei ihren Eltern. Bereits als Vierjährige verlobte ihr Vater sie aus politischen Gründen nach Thüringen, vorgesehen als Braut des dortigen ältesten Sohnes des Landesgrafen. In Eisenach wuchs Elisabeth zusammen mit den Kindern des Grafen auf. Zu einem fühlte sie sich besonders hingezogen, zu ihrem „lieben Bruder“ Ludwig. Da der ältere Bruder starb, wurde schließlich Ludwig mit Elisabeth verheiratet. Nach dem Tod seines Vaters übernahm er die Regierung.

Ludwig IV. – der Ehemann

Bei der Eheschließung war Ludwig 21 Jahre alt, Elisabeth 14. Die Quellen überliefern ausdrücklich und glaubwürdig: Diese Ehe war außergewöhnlich glücklich. Elisabeth hielt sich so oft wie möglich in Ludwigs Nähe auf und saß auch entgegen der damaligen Sitte bei Tisch neben ihm. Elisabeth brachte drei Kinder zur Welt: Hermann (1222), Sophie (1224) und Gertrud (1227). Das jüngste Kind war gerade erst geboren, als Elisabeth die niederschmetternde Nachricht vom Tode ihres Mannes erhielt. Ludwig hatte sich dem Kreuzzug Friedrichs II. angeschlossen. Auf der Schiffsfahrt ins Heilige Land erkrankte er und starb am 11. September 1227.

Elisabeth war damals 20 Jahre alt. Alle Vermittlungen ihrer Verwandten, wie zum Beispiel ihres Onkels, des Bischofs von Bamberg, die junge Witwe wieder standesgemäß zu verheiraten, lehnte Elisabeth ab. Sie wollte nur noch für die Armen leben, so wie sie es bei den Franziska-



„Trauernde Frau“ von Margarete Depner (Hermannstädter Friedhof). Foto:G.C.

nern gesehen hatte.

Franz von Assisi – das Vorbild

Bereits in den ersten Jahren ihrer Ehe erfuhr Elisabeth von den Lehren des Franz von Assisi. Dieser ursprünglich reiche Italiener hatte auf seinen ganzen Besitz verzichtet, um ein Leben

in Armut zu führen. Er fand Anhänger, die wie er bettelnd und predigend auf das Wesentliche des Christentums aufmerksam machen wollten, auf die tätige Nächstenliebe. Seine Reformbewegung hatte Auswirkungen in ganz Europa.

In Eisenach war der Franziskaner-Laienbruder Rodegar um 1224 zu Besuch. Seit dieser Zeit folgt Elisabeth den Idealen des Franziskus.

Konrad von Marburg – der Seelenführer

Landgraf Ludwig IV. hatte für seine Frau einen berühmten Beichtvater bestellt: Konrad von Marburg. Er war Kreuzprediger und Ketzerverfolger, ein strenger Priester, streng zu sich selbst und streng zu Elisabeth. Von Elisabeth verlangte er absoluten Gehorsam. Sie musste oft auch in der Nacht beten. Wegen jedes Versäumnisses strafe er sie. Sie musste stundenlang auf kalten Steinböden knien oder wurde ausgepeitscht. Die Geißelung galt in jener leibfeindlichen Zeit als frommes Mittel der Buße.

Konrads erklärtes Ziel war es, aus Elisabeth „eine Heilige zu machen“. Elisabeth willigte in diese harte Schule ein. Sie war bestrebt, ihr Seelenheil zu erlangen und vertraute ihrem Beichtvater und Seelenführer bedingungslos. Trotz seiner Härte tat Konrad auch Gutes für Elisabeth: Er bewahrte sie davor, ihr gesamtes Vermögen zu verschenken, so dass sie noch genügend Mittel behielt, um ein Hospital zu gründen.

(weiter auf S. 4)

Brot und Rosen

Elisabeth von Thüringen wird in der Kunst oft mit dem Attribut „Korb mit Rosen“ oder „Rosen in der Schürze“ dargestellt. Das berühmte Rosenwunder, so stellten Heiligenforscher fest, wurde ursprünglich als ein Wunder der Heiligen Elisabeth von Portugal tradiert und erst in späterer Zeit Elisabeth von Thüringen zugeschrieben. Diese inzwischen verbreitete Legende besagt, dass Elisabeth von ihrem Mann, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, (andere Variante: von ihrem unfreundlichen Schwager Heinrich Raspe) ertappt worden sei, als sie zur Zeit einer Hungersnot Lebensmittel an Arme verteilen wollte. Doch als ihr Mann (oder ihr Schwager) die dafür in ihrer Schürze verborgenen Brote sehen will, haben sich diese in Rosen verwandelt.

Dieses überlieferte „Rosenwunder“ ist ein schönes Zeichen dafür, dass viel Gutes damals wie heute im Verborgenen getan wird. Das gilt im besonderen für die ehrenamtliche Tätigkeit.

Der Freistaat Thüringen verleiht jährlich an zwölf Personen eine Auszeichnung für ehrenamtliche Sozialarbeit. Heute ist diese schon eine „Institution“, dabei gibt es sie doch gerade erst seit vierzehn Jahren: die „Thüringer Rose“. 1993 wurde die Auszeichnung, die an das

Rosenwunder der Heiligen Elisabeth erinnert, zum ersten Mal verliehen. Sozialminister a. D. Dr. Frank-Michael Pietzsch (CDU) und der damalige Staatssekretär Heinz F. Benner wollten eine Ehrung für all jene schaffen, die sich, von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, in selbstloser Weise für hilfsbedürftige Mitmenschen einsetzen.

Die Wertschätzung, die diese Ehrung mittlerweile genießt, trägt dazu bei, immer mehr Bürger für freiwilliges soziales Engagement zu gewinnen. 2007 wird die Thüringer Rose auf der Wartburg zum 14. Mal verliehen, wie immer am 19. November, dem Gedenktag der Heiligen Elisabeth.

Alle Bürger dürfen Personen vorgeschlagen, die für eine Auszeichnung in Frage kommen. Es sollten Bürgerinnen und Bürger sein, die in Thüringen ehrenamtlich Sozialarbeit leisten, zum Beispiel kranke und behinderte Menschen betreuen, in Selbsthilfegruppen oder anderen sozialen Organisationen aktiv sind und sich außerhalb ihres eigentlichen Berufes oder über ihre berufliche Verpflichtung hinaus für Schwächere einsetzen. Gerade auch Menschen, die ihre Hilfe nicht im Rahmen einer Organisation leisten, sollten berücksichtigt werden. *th*

Jesus – der angebetete Messias

Jesus Christus soll nicht in der Reihe der Männer stehen, die Elisabeths Leben lenkten. Er, der Sohn Gottes, steht überhalb der sterblichen Menschen. Seine Bedeutung lässt sich nicht mit dem Einfluss von Menschen vergleichen. Die Bedeutung Christi war für Elisabeth eine existentielle. Sie richtete ihr Leben ganz nach dem Willen Christi aus.

Seine Worte: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25, 40) setzte sie rigoros um. In den Kranken, den Armen, den Hungrigen sah Elisabeth Christus selbst. Als 1226 eine große Hungersnot herrschte, ließ sie die Speisekammern öffnen und gab fast alles her. Mehr als nur milde Gaben.

Den Elenden wollte sie nahe sein. Gerade in den „Aussätzigen“ mit ihren Geschwüren und Gebrechen wollte sie Christus begegnen. Der „Aussatz“ (Lepra) entstellte die Betroffenen. Ihre Wunden und Geschwüre verbreiteten einen ekelhaften Gestank, und deshalb wurden die Kranken von der übrigen Gesellschaft gemieden. Elisabeth nahm sich ihrer an und gründete am Fuße der Wartburg ein Spital. Eigenhändig wusch sie den Kranken die Wunden.

Sie half den Armen und Kranken in großer Fürsorge. Aber nicht die Bedürftigen waren ihr einziges Gegenüber. Durch die Kranken hindurch sah sie Christus. Bei ihm wollte sie in erster Linie sein. Für ihn wollte sie leben, leiden und sterben.

Elisabeth zog nach Ludwigs Tod von der Wartburg weg und gab ihre Kinder in Pflege zu Verwandten, um sich ganz der Krankenpflege widmen zu können. Ihr Witwenvermögen und ihre Arbeitskraft opferte sie ihrem zweiten Hospital, das sie 1228 in Marburg einrichtete. Diesen Zufluchtsort für mittellose Kranke und Sterbende weihte sie dem inzwischen verstorbenen Franziskus, der in demselben Jahr heilig gesprochen worden war.

„Selbst arbeiten, trösten, mit Heiterkeit wirken“ – lautete ihr Devise. Sie arbeitete hart im Hospital, gönnte sich wenig Essen und wenig Schlaf. Sie starb am 17. November 1231, erst 24 Jahre alt.

Gregor IX. – der Papst

Als Elisabeth starb, galt sie bereits für viele Menschen als Heilige. Das erklärt, warum einige Reliquienverehrer der aufgebahrten Verstorbenen Teile der Kutte, Haare und gar Fingerglieder abschnitten. Elisabeth wurde in der Kapelle ihres Marburger Hospitals bestattet, dem Ort, wo dann später eine Wallfahrtskirche (übrigens die erste rein gotische Kirche Deutschlands) gebaut wurde.

Die Papstkirche tat sich zunächst schwer mit der jungen, unkonventionellen Fürstin aus Thüringen. Vieles sprach dafür, sie heilig zu sprechen, auch setzten sich Freunde und die Familie Ludwigs dafür ein. (Lobbyarbeit würde man heute ihren Einsatz nennen können.) Elisabeths Dienerinnen und treue Freundinnen gaben ihre Erinnerungen zu Protokoll. Das „Büchlein der vier Dienerinnen“ und die Aufzeichnungen Konrads von Marburg in seiner „Summa vitae“ werden zu wichtigen Beweisen über das



Sieger Köder: Elisabeth. Frauenaltar in Wasseralfingen

hingebungsvolle Leben Elisabeths. Aber die katholischen Heiligen waren entweder Märtyrerinnen oder Jungfrauen. Elisabeth hingegen, Mutter von drei Kindern, Witwe, starb an einer (Infektions-) Krankheit und an Erschöpfung.

Trotzdem: Vier Jahre nach ihrem Tod wurde Elisabeth heilig gesprochen. Der Papst befand sich gerade in Perugia und verkündigte hier zu

Pfingsten, am 12. Mai 1235, die entscheidenden Worte: „Heilige Elisabeth“.

Sie wurde zu einer der beliebtesten Heiligen nicht nur Thüringens, Hessens und Ungarns, sondern des ganzen Abendlandes. Ihr Gedenktag ist der 19. November. Noch im ausgehenden Mittelalter ist ihr Sterbeort Marburg einer der meist besuchten Pilgerstätten in Europa.

Im Zuge der Reformation, als der Reliquienkult abgeschafft wurde, wurden Elisabeths Gebeine aus der Marburger Elisabethkirche entfernt. Sie wurden an einem bis heute unbekanntem Ort begraben.

Für Katholiken steht die Heilige Elisabeth noch heute als Patronin der Witwen und Waisen, Bettler und unschuldig Verfolgten, der Caritas. Hunderte von Krankenhäusern wurden nach ihr benannt. Sie ist die bekannteste deutsche Heilige.

Gerhild Cosoroabá

(Gestützt u.a. auf Informationen von der Internetseite des Elisabeth-Jahres der EKM. Koordinatorin: Pfarrerin Mechthild Werner; fachlicher Berater: Historiker Prof. Karl Heinemeyer, Universität Erfurt)

Wenn das Brot, das wir teilen, als Rose blüht

Wenn das Brot, das wir teilen,
als Rose blüht,
und das Wort, das wir sprechen,
als Lied erklingt,
dann hat Gott unter uns schon sein
Haus gebaut, dann wohnt er schon
in unserer Welt. Ja, dann schauen
wir heut schon sein Angesicht in der
Liebe, die alles umfängt.
Wenn das Leid jedes Armen
uns Christus zeigt,
und die Not, die wir lindern,
zur Freude wird, ...
Wenn die Hand, die wir halten,
uns selber hält,
und das Kleid, das wir schenken,
auch uns bedeckt, ...
Wenn der Trost, den wir geben,
uns weiterträgt,
und der Schmerz, den wir teilen,
zur Hoffnung wird, ...
Wenn das Leid, das wir tragen,
den Weg uns weist,
und der Tod, den wir sterben,
vom Leben singt,
dann hat Gott unter uns schon sein
Haus gebaut, dann wohnt er schon
in unserer Welt. Ja, dann schauen
wir heut schon sein Angesicht in der
Liebe, die alles umfängt.

C.-P. März

(Das Lied entstand unter katholischen Christen in der DDR zum Fest der heiligen Elisabeth. In der Anfangszeit wurde auf das „Brotwunder“ angespielt.)

Selbstvertrauen und Gemeinschaft

Werkstatt für Menschen mit
Behinderung wurde eröffnet

Hermannstadt. Die Räume in dem großen Haus in der Fleischergasse/Mitropoliei Nr. 28, frisch getüncht, sind mit farbenfrohen Handarbeiten – Malereien, Tapisserien und Mobiles – geschmückt.

Es sind keine professionell erstellten Dekorationen – und wirken vielleicht gerade deswegen so natürlich. Sie wurden von Menschen im Alter von 16 bis 27 Jahren gebastelt, denen man auf Grund eines Vorurteils nicht zumutet, dass sie einer geregelten Beschäftigung nachgehen können, weil sie geistig beeinträchtigt sind. Für sie wurde im Rahmen eines österreichisch-rumänischen Projekts nun eine Werkstatt geschaffen, die Ende September feierlich eröffnet worden ist. An der Feier nahmen zahlreiche Ehrengäste aus Österreich und Hermannstadt aber auch Mitarbeiter und betreute Mitarbeiter und deren Eltern teil.

In dem Haus der Hermannstädter evangelischen Kirchengemeinde mitten in Hermannstadt ist mit Mitteln zahlreicher Sponsoren auf Betreiben des Diakoniewerks International durch das evangelische Diakoniewerk Gallneukirchen mehr als eine Werkstatt entstanden: Seit Juli erfahren zehn Menschen hier, dass sie eine sinnvolle Tätigkeit ausüben können und dass sie wertvoll sind.

„Anfangs waren die Familienangehörigen sehr skeptisch, nun haben wir viele Anfragen“, sagt die Sozialpädagogin Anca Palcu, die das Projekt in Hermannstadt leitet. Aber: „Die Leute haben sich überzeugt, dass wir gute Arbeit leisten.“ Vermittelt hat das Projekt Pfarrer Dr. Thomas Pitters, Seelsorger im Diakoniewerk Gallneukirchen. Er stammt aus Hermannstadt.

Zur Zeit kommen zehn Menschen hierher morgens „zur Arbeit“, die Werkstatt kann insgesamt 15 Personen aufnehmen.

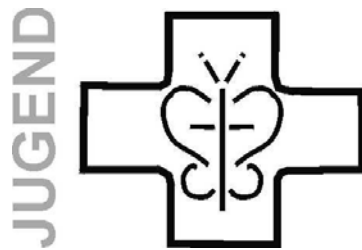
Von 8 bis 15.30 Uhr werden die „betreuten Mitarbeiter“ von zwei Heilpädagoginnen in ihrem Tun begleitet. Eine ehrenamtliche Helferin ist zur Zeit ebenfalls beteiligt. Hier erhalten die Mitarbeiter ein Mittagessen von der Sozialkantine der Stadt, einige Mitarbeiter bilden die sogenannte „Haushaltsgruppe“, die das Frühstück zubereiten und für den Nachmittag das Obst oder Kompott richten und später gar auch mal Kuchen backen werden.

Erwünscht wird ein Tischler oder sonstiger Handwerker, der zum Beispiel bei Laubsägearbeiten anleitet. Vorerst umfasst das „Fertigungsangebot“ insbesondere Kerzen, doch entwickelt Anca Palcu bereits Ideen, was aus Textilien alles erstellt werden könnte.

Für Menschen mit Beeinträchtigungen gibt es in Rumänien nur wenig Arbeitsangebote – und viele Angehörige trauen sich immer noch nicht zu versuchen, sie in ein „normales“ Leben einzugliedern. Sie leben meist isoliert, verschüchtert, missachtet. Durch dieses neue Beschäftigungsangebot zeigen sie, dass sie Teil der Gesellschaft sind.

Hannelore Baier

(ADZ 1.10.2007, S. 5)



Rüstzeit für Jugendmitarbeiter

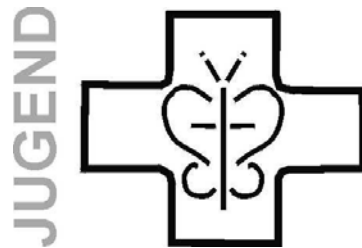
Malmkrog. Auf Einladung des LandesJugendMitarbeiterKreises im Jugendwerk der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien traf sich eine kleine Gruppe Personen im Alter von 15 Jahren aufwärts am letzten Septemberwochenende im Pfarrhaus von Pruden bei Schäßburg. Dabei gab es die Möglichkeit, über die Fragen „Was ist relevant? Wer ist relevant? Bin ich relevant?“ nachzudenken und den eigenen Standpunkt zu finden.

Beim Treffen gab es auch einen Rückblick auf die vom „LandesJugendMitarbeiterKreis“ veranstalteten Sommerlager, und es wurden die für 2008 geplanten Aktivitäten des Jugendwerkes vorgestellt. Zum Abschluss des Wochenendes wurde ein gemeinsam gestalteter Gottesdienst in der schön renovierten Prudener Kirche gefeiert.

Das Ziel des LandesJugendMitarbeiterKreises ist, jungen Menschen zu helfen, selbst Mitarbeiter zu sein, und ihnen Einsatzmöglichkeiten zu bieten.

J. Lorenz

renz



Gemeindekeller in Fogarasch eröffnet

Fogarasch. Die Kellerräume des rund 250 Jahre alten Pfarrhauses von Fogarasch wurden aus Anlass der Einweihung des Gemeindekellers Mitte September mit Leben erfüllt.

Pfarrer Dr. Johannes Klein, der die Fogarascher evangelische Kirchengemeinde und die Diasporagemeinden Bekokten, Felmern, Rohrbach, Schirkanyen und Seligstadt betreut, wies bei der Einweihung auf den Zweck dieses zusätzlichen Gemeinderaums hin und dankte allen, die zu dessen Herrichtung beigetragen hatten.

Die Evangelischen in Fogarasch haben ein lebendiges Gemeindeleben, was auch besonders an musikalischen Projekten unter Leitung der Organistin Christiane Neubert und in der Jugendarbeit festzustellen ist.

kr/kbl



Ans Ende denken

„Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss.“ (Psalm 39, 5)

An der Pinnwand in meiner Küche hängt ein vergilbter Zettel. Darauf steht: Den Sarg für Tante Frieda soll der Tischler N. machen. Anruf vom 13. Oktober 1980. Ich erinnere mich noch genau an das Telefongespräch mit meiner Tante. Sie sagte damals: „Weißt du, der Herr N. ist immer so freundlich zu mir und hat mit viel geholfen. Deshalb soll er noch einmal etwas verdienen, wenn ich gestorben bin.“

Tante Frieda war unverheiratet und kinderlos, deshalb hatte ich ihr einige Jahre vorher versprochen, mich um ihre „letzten Dinge“ zu kümmern. Beinahe bei jedem Besuch bei ihr ging es auch um das Thema „Sterben“. Einmal sagte sie ganz eifrig: „Komm mit, ich will dir etwas zeigen.“ Sie führte mich auf den Dachboden. Er war leer geräumt. „Ich will nicht, dass du hinterher so viel Arbeit hast“, sagte Tante Frieda. Sie konnte sich zu Lebzeiten trennen und „mit warmen Händen“ verschenken.

Einmal hat sie mir ein ganz wertvolles Erinnerungsstück geschenkt: Das Stopfei ihrer Mutter. Ich merkte, dass es ihr schwer fiel und riet ihr, es doch noch zu behalten. Sie bestand aber drauf, dass ich es gleich mitnehmen sollte: „Ich habe es so lange gehabt und in Ehren gehalten, dass es für mich eigentlich kein Unterschied ist, ob es bei dir ist oder bei mir.“

Tante Frieda ist am 5. Oktober 1997 gestorben, siebzehn Jahre nach dem Anruf wegen des Sarges. In einem Koffer, den sie auch lange vorher für ihre „letzte Reise“ gepackt hatte, fand ich alles, was ich für die Erledigung der letzten Dinge brauchte.

Nicht nur von meiner Tante Frieda kann ich lernen, auch von demjenigen, der diesen Psalm (39, Vers 5 und folgende) gesungen hat. „Herr, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss ...“

In einem kleinen Ort in Franken steht auf dem Friedhof ein ganz besonderer Grabstein. Immer wieder besuche ich ihn und verfolge den darauf dargestellten Weg aus dem Erdenleben ins himmlische Jerusalem, so wie ihn der Künstler als Trost und Hoffnung für einen Mann geschaffen hat, der um seine junge Frau trauerte.

Nicht der Tod ist das Ziel, wenn „ich davon muss“, sondern ein neuer Himmel und eine neue Erde, wie sie der Seher der Offenbarung beschreibt. Sterben will ich lernen, weil der Tod zum Leben gehört. Viel lieber aber möchte ich lernen, auf das zu hoffen, was die Verheißung verspricht.

Hanna Thorbeck

Paul Gerhardt – „Wenn ich einmal soll scheiden“ (Schluss)



War Berlin zu Zeiten von Paul Gerhardt auch noch keine Landeshauptstadt, so war es eine aufstrebende Residenzstadt, in der der Pfarrer und Prediger Gerhardt zahlreiche Freunde und Bekannte besaß. Der Stadtrat setzte alles daran, um ihn in Berlin zu behalten. Andre wollten ihm etwas Gutes tun und knüpfen Fäden nach Lübben, wo der erste Pfarrer gestorben war. Neben Gerhardt gab es noch zwei Bewerber für die Pfarrstelle.

Der Rat des Städtchens entschied sich für den berühmten Berliner und vertraute ihm die Pfarrstelle an. Ende Oktober 1668 wurde die Berufungsurkunde ausgefertigt. Lübben und die Niederlausitz gehörten seit 1635 zum Kurfürstentum Sachsen. Mit seiner Zugehörigkeit zu Sachsen kehrte Paul Gerhardt zurück zu den lutherischen Verhältnissen, wie er sie in Gräfenhainichen, der Stadt seiner Kindheit, auf der Fürstenschule zu Grimma und erst recht in Wittenberg kennen- und lieben gelernt hatte. Verschiedene Beschwerden gesundheitlicher und altersmäßiger Natur scheinen dem berühmten Theologen und Dichter jedoch zunehmend Mühe in der Führung seines Amtes bereitet zu haben.

Liedtexte aus Gerhardts Lebenszeit in Lübben sind nicht bekannt geworden. Er hat es jedoch noch erlebt, wie zahlreiche Gesangbücher im deutschen Sprachraum die von ihm stammenden Liedtexte aufnahmen. In seinem Todesjahr 1676 wurde sein Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ bereits in Schweden in schwedischer Übersetzung gesungen.

Paul Gerhardt hat uns einen überaus wertvollen Liederschatz hinterlassen, von dem mehrere christliche Kirchen – auch die katholische – und Glaubensgemeinschaften Lieder in ihre Gesangbücher aufgenommen haben. Seine Liedtexte gründen sich auf die biblische Botschaft, das Evangelium, deshalb sind sie ein wichtiger Beitrag zur Verkündigung. Paul Gerhardt bezieht seine Verse auf alle Lebenslagen.

Nach mehr als drei Jahrhunderten spricht er unser Herz und Gemüt an und führt uns auf unserem Glaubensweg vorwärts. Die Aussagekraft seiner Sprache ist einmalig und unübertroffen; mit seinen Liedern nimmt er uns hinein in das Loben, Bitten, Danken und Anbeten des Herrn, wie z. B. in den Versen: „Ich singe dir mit Herz und Mund, / Herr, meines Herzens Lust; / ich sing und mach auf Erden kund / was mir von dir bewusst. /... „Du füllst des Lebens Mangel aus /

mit dem, was ewig steht, / und führst uns in des Himmels Haus, / wenn uns die Erd' entgeht.“ (GB. 262) Oder: „Alles vergehet, Gott aber stehet / ohn' alles Wanken; / seine Gedanken, / sein Wort und Wille hat ewigen Grund. // Sein Heil und Gnaden, / die nehmen nicht Schaden, / heilen im Herzen / die tödlichen Schmerzen, / halten uns zeitlich und ewig gesund.“ (GB. 409) Des großen und bedeutungsvollen Reichtums an christlichen Werten wegen, die uns Paul Gerhardt durch sein Schaffen hinterlassen hat, wird er heute in besonderer Weise gewürdigt und geehrt.

Welches Vermächtnis?

Worum ging es dem Pfarrer, Theologen und Dichter Paul Gerhardt in seinem Leben? Welches ist sein Vermächtnis an die Menschen seiner Zeit und Nachwelt? Wohl in der Ahnung seines baldigen Endes hat er einen Text verfasst, der an seinen vierzehnjährigen Sohn Paul Friedrich gerichtet ist und einem Testament ähnliche Züge trägt. Darin heißt es:

„Es weiß mein Sohn, dass ich ihn von seiner Kindheit an dem Herrn, meinem Gott, zu eigen gegeben, dass er ein Prediger und Diener seines heiligen Wortes werden soll. Dabei soll er nun bleiben und sich daran nicht kehren, dass er nur wenige gute Tage dabei haben möchte, denn da weiß Gott Rat.— In deinem Leben folge dem Willen und Befehl Gottes! Tue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben, denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen. Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du, dass der Zorn dich erhitzt habe, so schweige stockstille und rede kein Wort, bis du die Zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast. Der sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du einmal in die Jahre kommst, dass du heiraten kannst, so heirate mit Gott und gutem Rat frommer, getreuer und verständiger Leute. Tue den Menschen Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmel und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen und in der heiligen Taufe zu seinem Kind und Erben angenommen hat. Den Geiz fleuch als die Hölle, lass dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, ob es gleich nicht allzu viel ist. Summa: Bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntnis beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und selig. Amen.“

Letzte Ruhe

Am 7. Juni des Jahres 1676 wurde der streitbare Mann, Theologe und begnadete Sänger der Freude und der Zuwendung Gottes in Jesus Christus in seiner Kirche in Lübben zur letzten Ruhe gebettet – angeblich im Altarraum.

Der Theologe Christian Bunnens fragt: „Warum sind die Lieder Paul Gerhardts lebendig ge-

blieben, statt in Vergessenheit zu geraten, wie so viele ältere Lyrik jener Zeit?“

Und er findet als Antwort auf seine Frage: „Gerhardts Lieder beziehen den Hörer bzw. den Leser mit ein. Sie drücken aus, was dieser selbst nicht zu sagen vermag, und geben ihm die Möglichkeit, mit Gerhardts Worten über eigene Zweifel und eigenen Kummer, über Verzweiflung und Todesangst zu sprechen. Dies gilt ebenso für die Artikulation der Freude über Gott, Menschen und Natur. Die Lieder treten mit dem Hörer in einen Dialog und nehmen ihn hinein in eine Gemeinschaft der Ange schlagenen und Getrösteten. Dabei wird ihre tröstende Botschaft sowohl durch den Inhalt als auch durch den Aufbau und die schöne Sprache vermittelt.(...) Bei aller Zustimmung zu Gottes Handeln werden in Gerhardts Liedern die Schrecken des Negativen nicht verschwiegen. Die Angst jenes barocken Krisenjahrhunderts und Gerhardts eigene Leiden fließen in seine Lieder ein und geben ihnen die Mitfühlbarkeit, die viele Verzweifelte und Getröstete in ihnen spüren. Da in den Liedern die Kraft merkbar wird, die der Dichter aus seinem durch die Bibel genährten Glauben bezieht, können sie auch anderen Menschen Lebenshilfe geben. Selbst für die Stunden größter Enge weiß Gerhardt zu sagen, an wen der Mensch sich wenden kann, um Erlösung und Freude zu erfahren.“

Am Schluss seines Chorals „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn“ (GB. 60) wird das Entscheidende zusammengefasst in die Worte:

8. Ich danke dir von Herzen,
o Jesu, liebster Freund,
für deines Todes Schmerzen,
da du's so gut gemeint.
Ach gib, dass ich mich halte
zu dir und deiner Treu
und wenn ich einst erkalte,
in dir mein Ende sei.

9. Wenn ich einmal soll scheiden,
so scheid nicht von mir,
wenn ich den Tod soll leiden,
so tritt du dann herfür;
wenn mir am allerbängsten
wird um das Herze sein,
so reiß mich aus den Ängsten
kraft deiner Angst und Pein.

10. Erscheine mir zum Schilde,
zu Trost in meinem Tod
und lass mich sehn dein Bilde
in deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
fest an mein Herz dich drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Nachlese zur 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung

„Das Licht Christi scheint auf alle. Hoffnung auf Einheit und Erneuerung in Europa“ – unter diesem Thema stand die Dritte Europäische Ökumenische Versammlung in Hermannstadt vom 4. bis 9. Sept. 2007.

Geistesgegenwart statt ökumenischer Brauchtumspflege

Bischof Sturm kritisiert gegenwärtigen Stand der Ökumene

„Geistesgegenwart statt ökumenischer Brauchtumspflege, Zielstrebigkeit statt Diplomatie und die Zusammenlegung der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) mit dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE)“, das wünscht sich der lutherische Bischof Mag. Herwig Sturm für den Fortgang der Ökumene. Bei einer Podiumsdiskussion am 21. September d. J. im Wiener Kardinal-König-Haus stellte Sturm fest: „Die Ökumene steht heute.“ Er hoffe auf eine neue Generation von Theologen und Theologinnen, die über die Differenzen miteinander reden.“

Bei dem Podiumsgespräch, dessen Thema der Rückblick auf die 3. Europäische Ökumenische Versammlung in Hermannstadt war, berichtete der Bischof, er habe in Hermannstadt „das internationale Flair genossen“. Die „Perle“ der Versammlung sei die 60-köpfige Delegation der Kirchen Österreichs gewesen, die in der Lage gewesen sei, mit einer Stimme zu sprechen. Zum Verlauf der Versammlung sagte Sturm: „Wir sind zugeschüttet worden mit Ansprachen. Die Möglichkeit von Diskussionen und Aussprachen war totgebremst.“ Der Bischof kritisierte zudem, dass die Gottesdienste in Hermannstadt streng nach Konfessionen getrennt abgehalten worden seien. „Das ist nicht das Schlusswort der ökumenischen Spiritualität“, sagte Sturm.

Die rumänisch-orthodoxe Theologin Dr. Alina Pătru hob bei der von der ORF-Journalistin Brigitte Krautgartner moderierten Podiumsdiskussion die Bedeutung der Versammlung für ihr Land hervor. Pătru, die im Vorbereitungsteam der Versammlung mitgearbeitet hatte, betonte, die große Veranstaltung sei mit Absicht in ein von der Orthodoxie geprägtes postkommunistisches Land gelegt worden. Unter großem Beifall der Zuhörerschaft erinnerte die Theologin an die gastfreundliche starke Unterstützung der Versammlung durch die Rumänische Orthodoxe Kirche. Pătru bedauerte jedoch, dass die 3. Europäische Ökumenische Versammlung von der Bevölkerung der Kulturhauptstadt Hermannstadt vorwiegend als eine der zahlreichen Veranstaltungen im Rahmen des Kulturhauptstadtjahres gesehen und in ihrer Bedeutung kaum erfasst worden sei. Als Modell eines ökumenischen Zusammenlebens schlug die orthodoxe Theologin die Dreieinigkeit vor.

(aus: *Saat – Evangelische Kirchenzeitung für Österreich*, Nr. 16 / 17.10.2007, S. 2.)

Nicht der Durchbruch – aber Ermutigung

Bischöfin Dr. Margot Käßmann wirbt für Neuorientierung in der Ökumene

Die hannoversche Landesbischöfin Margot Käßmann hat nach der Dritten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Hermannstadt für eine Neuorientierung in der Ökumene plädiert. Zugleich zog sie eine grundsätzlich positive Bilanz des Christentreffens in Rumänien. „Ich glaube, dass das zwar nicht der Durchbruch, aber doch eine Ermutigung für die ökumenische Bewegung war“, sagte die evangelische Theologin in einem Gespräch mit dem Evangelischen Pressedienst. „Für mich war schon wichtig, dass ‚Sibiu‘ stattgefunden hat“, fügte Käßmann hinzu.

Es mache schon einen Unterschied, ob man miteinander oder übereinander spreche. Sie sei selbst oft ungeduldig, wenn es in der Ökumene nicht vorangehe, räumte sie ein. Vieles sei sehr hierarchisch strukturiert, auch hätte sie sich eine größere Beteiligung von kirchlichen Basisbewegungen, von mehr Frauen sowie mehr jungen Teilnehmern gewünscht.

Dennoch möchte sie den Kritikern solcher Versammlungen die Frage stellen: „Was ist die Alternative?“

Zur Zukunft der Ökumene warb Käßmann für das protestantische Kirchenmodell der „Leuenberger Kirchengemeinschaft“. Durch die Verabschiedung der „Leuenberger Konkordie“, der jahrzehntelange Lehrgespräche vorausgingen, wurde 1973 eine über 450 Jahre währende Trennung der evangelischen Kirchen in Europa beendet. Dieses Abkommen sei das zurzeit beste Beispiel für ein Kirchenmodell der versöhnten Verschiedenheit, „das wir haben“, so die Bischöfin der größten deutschen evangelischen Landeskirche.

Damit blieben die Unterschiede der Konfessionen gewahrt. Zugleich könnten sich die Kirchen als Kirchen sowie ihre Ämter gegenseitig anerkennen und miteinander Abendmahl feiern. Käßmann: „Das würde ich gerne ausbauen.“ Die große Stärke der Kirchen der Reformation in Europa sei, „dass sie Glaube und Vernunft, Aufklärung und Christentum, Demokratie und Kirchesein zusammenhalten“. Dieses Erbe könne durch die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) noch stärker in die Ökumene eingebracht werden.

Zur Kritik orthodoxer Kirchen an einem angeblichen Verfall der moralischen Werte in den protestantischen Kirchen des Westens sagte Käßmann: „Orthodoxie ist nicht gleich Orthodoxie. Das konnte man auch in Hermannstadt wieder lernen. Da gibt es durchaus auch differenzierte Stimmen.“

Allerdings sei es bei der östlichen Orthodoxie problematisch, wenn dort ein sehr nationalistischer Ton angeschlagen werde. Die deutschen

Kirchen hätten in der NS-Zeit mit den Deutschen Christen die bittere Erfahrung gemacht, „dass das gefährlich ist für eine Kirche und dass die Trennung von Staat und Kirche gut ist, auch für die Kirche“. *epd Ini / 09.09.07*

Christen wollen Europa mitgestalten

Zur Schlussklärung der Dritte Europäische Ökumenische Versammlung

„Als Christen teilen wir die Verantwortung, Europa zu einem Kontinent des Friedens, der Solidarität, der Partizipation und der Nachhaltigkeit zu formen.“

Mit diesem Satz haben die Teilnehmer an der Dritten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Hermannstadt in ihrer Schlussklärung den Anspruch der Kirchen untermauert, die Welt im Sinn des Evangeliums mitzugestalten. In der nach zähem Ringen beschlossenen Schlussklärung wird der Verantwortung für die Schöpfung, den Migranten und der Globalisierung besondere Aufmerksamkeit gezollt. Im Blick auf die Ökumene heißt es in dem fünfseitigen Text, das Zeugnis der Kirchen für Erneuerung und Einheit werde nur dann glaubwürdig sein, „wenn wir unsere Reise in Richtung auf eine sichtbare Einheit fortsetzen“.

In Hermannstadt sei die „schmerzhafteste Wunde der Trennung der Kirchen“ erneut spürbar geworden. Tiefer als diese Trennungen seien aber die „gemeinsamen Wurzeln“. Es gebe keine Alternative zum ökumenischen Dialog, die Empfehlungen der „*Charta Oecumenica*“ aus dem Jahr 2001 als einer „ermutigenden Richtschnur“ sollten dafür noch weiterentwickelt werden. (...)

Die Ziele der UN für das neue Jahrtausend und die „Versöhnung zwischen Menschheit und Natur“ sollten von den Christen in Europa bestmöglich unterstützt werden. Die Kirchen fordern gewaltfreie Formen der Konfliktlösung, man sei besorgt über die militärische Wiederaufrüstung. „Gewalt und Terrorismus im Namen Gottes sind eine Verleugung von Religion“, so die Schlussklärung. Die EÖV3 rief die Verpflichtungen in Erinnerung, zu denen sich die Kirchen bereits bei den vorangegangenen Versammlungen in Basel (im Jahr 1989) und Graz (1997) bekannt hatten.

„Wir sind sehr glücklich, dass wir nach Sibiu gekommen sind“, sagte der Vorsitzende der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK), Jean-Arnold de Clermont bei der Abschlusspressekonferenz der EÖV3. Der französische Kardinal Jean-Pierre Ricard, Vizepräsident des Rates Europäischer Bischofskonferenzen (CCEE), betonte, die Einheit der Christen beginne immer wieder von neuem. *Epd Österreich*

Der Monatsspruch

Wer das Gute tun kann und es nicht tut, der sündigt. (Jakobus 4, 17)

Jedes Mal bin ich froh, wenn ich schmunzeln oder lachen kann. Da kommt der kleine Fritz weinend aus der Schule. „Vater, kann man für etwas bestraft werden, das man nicht getan hat?“ „Nein, mein Junge“, antwortet der Vater selbstsicher. Darauf der Bengel: „Warum hat mich dann der Lehrer bestraft, wenn ich die Hausaufgabe nicht gemacht habe?“ – Darüber kann man natürlich schmunzeln! Doch wie steht es mit unserem Monatsspruch, der ausdrücklich sagt: „Wer das Gute tun kann und tut es nicht, der sündigt.“ Diese Aussage ist gar nicht zum Lachen. Vielmehr schafft sie ein „dauernd schlechtes Gewissen“!

Da hält mir ein Bettler seine Hand entgegen – soll ich ihm etwas geben? Eigentlich müsste ich den versprochenen Krankenbesuch machen, doch komme ich einfach nicht dazu. Eigentlich müsste der versprochene Brief geschrieben werden, eigentlich müsste ich den kranken Freund anrufen, eigentlich müsste ich die Blumen gießen, eigentlich müsste ich dieses oder jenes tun und ich tue es nicht. Und jetzt begreife ich plötzlich die Aussage des Dichters: „Ein jeder Tag bleibt in der Schuld, wir bitten: Lieber Herr, Geduld ...“

Freilich, diese Schuld, die eigentlich nur darin besteht, dass ich etwas nicht getan habe, die ist letztlich nicht beweisbar. Denn ganz selten kommt es vor, dass Nicht-Helfer, wie etwa der Priester und der Levit in der Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter, die uns Jesus erzählt hat, namentlich bekannt und dann auch zur Rechenschaft gezogen werden. Und ganz schwer wird es, wenn mir nur mein Gewissen etwas sagt, das niemand sonst hört, und ich dieser meiner inneren Stimme auch nicht gehorche.

Gutes tun können und es nicht tun, das ist ein Problem zwischen meinem Gewissen und meinem Wollen. Ein Problem zwischen mir und Gott! Und was dann, wenn jemand keinen Gott anerkennt?

Noch etwas macht mir Gedanken: Nicht-Tun als aktives sündigen! So nämlich sagt das Bibelwort: „Wer das Gute tun kann und es nicht tut, der sündigt.“ Vielleicht ist diese Übersetzung des griechischen Textes fraglich in dem Sinn, als wäre „Sündigen“ falsches menschliches Handeln oder auch Nicht-Tun. Mir gefällt darum Luthers Übersetzung besser: „Wer da weiß Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde.“ Hier wird deutlich: Wenn ich etwas unterlasse, dann schiebt sich dies zwischen Gott und mich. Meine mir bewussten oder auch unbewussten Unterlassungen haben etwas mit meinem Glauben zu tun.

Unterlassungen können alles menschliche Zusammenleben auf das Schwerste belasten.

Doch das ist nur die eine Seite. Die andere ist die, dass nämlich mein Gottesverhältnis eine empfindliche Störung erfährt, die ich selten wieder gut machen kann. Nicht-Gesagtes und Nicht-Getanes sind Belastungen, an denen menschliche Gemeinschaften

zerbrechen können.

Und jetzt weiß ich plötzlich: An jedem Tag in meinem Leben bleibt etwas zurück, das ich unwiederbringlich versäumt habe. Vergangenes lässt sich nicht zurückholen und versäumte Gelegenheiten sind endgültig vorbei.

Aber jetzt weiß ich auch das andere: Was mir bewusst wird, ist eine Anrede Gottes an mich. Wenn ich etwas Gutes tun kann, sollte ich es sofort tun. Denn ob ich einem Bettler etwas gebe, wenngleich er (vielleicht) meine Gabe durch die Gurgel fließen lässt, darüber kann ich nachdenken, oder auch nicht, aber vielleicht ist die Gelegenheit dann vorbei. Nur selten weiß ich, ob das, was mir gut scheint, auch wirklich etwas Gutes ist.

Doch wenn Gott mich anspricht und mir etwas bewusst macht, dann birgt dies auch die Möglichkeit in sich, dass es etwas Gutem dient.

Ja, Herr, hilf mir erkennen, wo und wann und wie ich Gutes tun kann, und gib mir den Mut, es auch wirklich zu tun.

Heinz Galter

WORTE IM HERZEN BEWEGEN

Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens:
Dass ich Liebe übe, wo man sich hasst,
dass ich verzeihe, wo man sich beleidigt,
dass ich verbinde, wo Streit ist,
dass ich die Wahrheit sage, wo der Irrtum herrscht,
dass ich den Glauben bringe, wo der Zweifel drückt,
dass ich die Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält,
dass ich Licht entzünde, wo die Finsternis regiert,
dass ich Freude mache, wo der Kummer wohnt.
Ach, Herr, lass du mich trachten.
Nicht, dass ich getröstet werde,
sondern dass ich andere tröste,
nicht, dass ich verstanden werde,
sondern dass ich andere verstehe,
nicht, dass ich geliebt werde,
sondern dass ich andere liebe.
Denn wer da hingibt, der empfängt,
wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen,
und wer stirbt, erwacht zum ewigen Leben.

(Bekannt als Gebet des Heiligen Franz von Assisi)



Friedensengel auf einem Gedenkstein in Entzheim
Foto: Elisabeth Steiner, Mediathek der Protestantischen Kirche im Elsass und in Lothringen